

Dr. Thomas Röbbke

Die Quellen des Guten oder warum ist Bürgerschaftliches Engagement so attraktiv?

Vortrag, gehalten auf dem Stiftertag Nürnberg am 23.9.2016

I

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Titel meines Vortrags, die „Quellen des Guten“ klingt natürlich etwa so bemüht verkaufsfördernd wie ein Bestsellertitel der beliebten Ratgeberliteratur. Mein Vorhaben ist aber bescheidener. Als jemand, der sich nun schon über zwanzig Jahre beruflich und davor noch viel länger ehrenamtlich mit dem Bürgerschaftlichen Engagement beschäftigt, fragt man sich natürlich irgendwann: Wieso machen das die Menschen eigentlich, was treibt sie an?

Bürgerschaftliches Engagement, und dazu zähle ich Zeit-, Geld- und Wissenstiftung, also die ehrenamtliche, unentgeltliche Tätigkeit genauso wie das Stiftungswesen, speist sich aus vielen unterschiedlichen Quellen und Motiven. Diese in ihrer Vielfalt ein wenig fassbarer zu machen, wird der Punkt sein, auf den ich zusteure. Es wird sich zeigen, dass diese Quellen und Motive nicht ein für alle Mal wie ein unumstößlicher Lebensentschluss feststehen, sondern wechseln können, individuell und biografisch, aber vor allem auch im größeren Geschichtsverlauf. Meist ist es auch nicht nur ein Motiv, das Menschen antreibt, sondern ein ganzes Bündel. Diese so unterschiedlichen Motive sind in gewisser Weise wahlverwandt, sie überlappen sich, denn sie zeigen ein gewisses Unbehagen gegenüber einer Kultur, die sich einseitig nur auf Gewinn und Tausch ausgerichtet hat. Und gegen eine Welt, die nur aus kalten rationalen Regeln besteht, die man zu befolgen hat. Es geht nicht um Kalkulation und Strategien, sondern um eine Ökonomie des Schenkens und Stiftens, der Großzügigkeit, Werte der Menschlichkeit und gegenseitigen Wertschätzung. Deshalb ist das Bürgerschaftliche Engagement derzeit einer starken Aktualisierung, aber auch Neuausrichtung unterworfen. Menschen haben für die Einseitigkeiten und Übertreibungen des Marktes sehr sensible Antennen, weswegen es nicht so erstaunlich ist, dass sich die Zahl der Ehrenamtlichen nach der Bankenkrise 2008 und den darin sichtbar werdenden Grenzen einer unregulierten Globalisierung stark erhöht hat. Und dass sie aktuell weiter gewachsen ist durch die große Zuwanderungswelle von Flüchtlingen seit Herbst 2015 mit ihren unzähligen Initiativen einer Willkommens- und Integrationskultur.

Mein kleiner Streifzug wird sehr cursorisch sein und soll zum Weiterdenken ermuntern. Es wird mir immer darum gehen, die besondere aktuelle Attraktivität der Quellen des Guten

auszumachen, aber auch den Diskussionsbedarf, den ich sehe. Anschließend möchte ich mich, sicher etwas pointiert, mit den besonderen Herausforderungen der Ökonomie der Bürgergesellschaft beschäftigen, zu der ich vornehmlich das Stiftungswesen zähle. Und schließlich werde ich mich sicher noch angreifbarer machen, wenn ich ein wenig darüber spekuliere, was das einigende Band dieser unterschiedlichen Motive für das Bürgerschaftliche Engagement sein könnte.

II

Nun also, gleichsam im Kurzdurchgang, zu einigen Quellgebieten des Guten. Beginnen möchte ich in nicht allzu ferner Vergangenheit im Jahr 1999. Seither gibt es den Freiwilligensurvey, eine große repräsentative Befragung zum Bürgerschaftlichen Engagement in Deutschland, die alle fünf Jahre durchgeführt wird. Dort gibt es eine Fragerubrik zu den Motiven, weswegen man sich freiwillig engagiert. Stetig wird als das wichtigste Interesse genannt, vor allem Spaß zu haben. Das betont etwa die Hälfte der Engagierten. Dagegen laufen Motive, die den Staat durch Bürgerschaftliches Engagement entlasten, indem sie eine staatsbürgerliche Pflicht aufnehmen, gleichsam „unter ferner liefen...“. Patriotische Sätze wie der berühmte Ausspruch John F. Kennedys „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern frage, was du für dein Land tust“ haben hierzulande keine große Anhängerschaft.

Warum diese Frageformulierung 1999 in die Untersuchung der Freiwilligensurveys aufgenommen wurde, ist natürlich auch dem politischen Zeitgeist geschuldet. Die 1980er und 1990er-Jahre galten gemeinhin als das Zeitalter der individualistischen Spaßgesellschaft, in dem Ereignisse und Handlungen vornehmlich nach ihrem Erlebnischarakter – „Ich geb Gas, ich will Spaß“ war das Motto – beurteilt wurden, und gerade da war es um den Leumund des Ehrenamts nicht gut bestellt. Es galt als verstaubt, und es wollte nicht mehr zurückstehen vor anderen Freizeitaktivitäten. Spaß zu haben muss ja nicht auf egoistischen Motiven beruhen. Ich erinnere mich noch lebhaft der Gründungsphase des Zentrums Aktiver Bürger 1997: Welcher Balsam für manch geschundene Ehrenamtsseele war es, das Ehrenamt eben nicht als Pflicht, nicht als Opfer an die Gemeinschaft, sondern vor allem als Freude, als Selbstverwirklichung – so nannten wir das – aufzufassen. Das schaffte neue Motivation und einen enormen Zulauf, der bis heute anhält.

Wir leben, schreibt Herfried Münkler, in postheroischen Zeiten. Wir wissen, dass wir die Welt nicht aus den Angeln heben können, aber wir sind auch misstrauisch, wenn es um eine Unterordnung unter kollektive Imperative geht. Der Patriotismus ist uns reichlich vergangen in diesem Land, es sei denn, es wäre ein Spaßpatriotismus wie im Fußballsommermärchen 2006. Und das was man derzeit von Pegida und anderen kruden Organisationen hört, möchte ich nicht patriotisch nennen, sondern dumm und gefährlich.

Auf den Eigensinn der Bürgerinnen und Bürger kommt es also an, er steht hoch im Kurs. Die Rede von der Bürgerpflicht scheint sich hingegen, aufgrund auch der besonderen historischen Konstellation in Deutschland, kaum aus dem Dickicht der Geschichte hervorzuwagen. Als im ersten Engagementbericht der Bundesregierung, der unter dem Titel „Für eine Kultur

der Mitverantwortung“ 2012 erschien, das Wort der Bürgerpflicht auftauchte, durchwehte die Szene ein Sturm der Entrüstung. Das hat man schnell wieder weggepackt. In der aktuellen Engagementstrategie des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 2016 ist so oft die Rede vom Eigensinn der Bürgerinnen und Bürger und dass der Staat beim Engagement niemals ansagen, sondern immer nur unterstützen dürfe, dass die Wortwiederholung schon fast penetrant wirkt.

Diese Neuausrichtung hat zweifellos zu einem großen Zulauf an neuen Ehrenamtlichen geführt, die sich durch diese Balancen von eigenem Spaß und Gemeinwohlorientierung angesprochen fühlen. Und dennoch: Ist das genug? Natürlich ist es politisch unmöglich oder fahrlässig, an einen unreflektierten patriotischen Geist zu appellieren, aber es geht ja überhaupt um die Frage, was die Gemeinschaft zählt und inwieweit man sich in seinen individuellen Ansprüchen zurücknehmen will. „Unter dem Strich zähl nur ich“, wie es der Werbeslogan einer Bank mal formulierte? Ist das, was Kennedy sagte, denn so abwegig? Mit dem Kantischen Pflichtbegriff haben wir es nicht mehr so, aber diese Hinwendung zum individuellen, oft kurzfristigen Engagement, das man abbricht, wenn es einem nicht mehr gefällt, hat auch seine Schattenseiten. Zum Beispiel verringert sich, trotz eines allgemeinen starken Wachstums der Engagementbereitschaft der Anteil derer, die in Leitungspositionen, etwa als Vereinsvorstände, längerfristige Verantwortung übernehmen. Nach den Freiwilligensurveys fiel er zwischen 1999 und 2014 etwa um ein Drittel. Das ist eine ganze Menge und wir wissen, dass viele Vereine gerade in den Verantwortungspositionen die Nachwuchssorgen drücken.

Eine zweite Quelle des Guten: Selbst Menschen, die der katholischen Kirche nicht nahestehen, sind durch das unbekümmerte und so herzerwärmende Auftreten von Papst Franziskus beeindruckt. Sein erster Besuch nach seiner Wahl, wir erinnern uns, galt den Flüchtlingen auf Lampedusa. Dieses Jahr wurde zum Heiligen Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen. Barmherzigkeit, so schreibt einer der wichtigsten Theologen im Vatikan, Kardinal Kasper, hat über lange Jahrhunderte kaum eine Rolle in der Theologie gespielt. Kasper findet das erstaunlich und meint, dass dies radikal revidiert werden müsse. Schon Franziskus Vorgänger Benedikt hat auf diese Umkehr hingewirkt, indem er seine ersten beiden Enzykliken der Caritas widmete. Man habe sich, so Kasper, allzu bequem auf eine Art Arbeitsteilung in der Kirche eingerichtet. Hier der Glaube, die Spiritualität und die Kirche mit dem Priesteramt, da die Diakonie mit ihren professionellen Hilfen. Man müsse nun aber wieder sehen, so Kasper, dass die Barmherzigkeit der eigentliche Kern der Glaubensbotschaft sei, also im Zentrum der Theologie stehe.

Gott schenkt uns seine Liebe und Gnade. Wir als Menschen geben diese Liebe weiter an jene, die bedürftig sind, wenn wir ihnen helfen. Indem Jesus im Matthäusevangelium sagt, dass man, was man für die geringsten seiner Brüder getan hat eben auch für ihn tut, schließt sich gleichsam ein göttlicher Kreislauf der Barmherzigkeit. Jeder Mensch solle seine Talente, seine Charismen, wie Paulus sagt, in den Dienst dieser Botschaft der Barmherzigkeit stellen, nicht nur die Angestellten der sozialen Dienste.

Damit ist eine große theologische Revolution verbunden, sagt Kardinal Kasper. Was bedeutet es, wenn Franziskus einfach ein paar Flüchtlinge in seinen Flieger einsteigen lässt? Es mag symbolisch sein, aber es zeigt auch: Jeder Gläubige ist aufgerufen, zu helfen.

Die dadurch angefachte Diskussion ist intensiv, sie dreht sich um das Selbstverständnis des Glaubens. Vor allem kreist es um die Frage, ob es Grenzen der Barmherzigkeit gibt, eine Frage, die schon Augustinus und Thomas von Aquin beschäftigt hat. Die Spitze des weltweiten Katholizismus bezieht sich auf die Urerzählung des Barmherzigen Samariters. Samariter, muss man wissen, galten als nicht besonders gottgläubig oder gar christlich orientiert, sie hatten gesellschaftlich kein hohes Ansehen. Und doch stellt Jesus einen Samariter in das Zentrum des wichtigen Gleichnisses. Er sagt damit, dass Barmherzigkeit keine Sache sei, die nur die Gemeinde der Gläubigen umfasst. Also auch nicht nur das christliche Abendland oder den christlich-jüdischen Kulturkreis und seine Eingeborenen, wie es manche im politischen Raum nun fordern. Sie ist eine universelle Botschaft. Es mag also pragmatische Grenzen der persönlichen oder kollektiven Überforderung geben, aber es gibt keine Grenze der Barmherzigkeit. Jeder Mensch trägt Gottes Ebenbild.

Sie erkennen sicher schon das Muster meines kleinen Steifzuges. Ich möchte ihnen zeigen, dass wir in einer Zeit leben, in der Menschen eine große Sehnsucht nach Verbindung, nach Gemeinschaft, nach Werteorientierung, nach gutem Handeln antreibt. Aber damit sind neue gesellschaftliche Diskussionen verbunden, etwa die nach dem Verhältnis Verantwortung und Spaß oder Barmherzigkeit und ihren Grenzen, die wir, mit Max Weber zu sprechen, mit Leidenschaft und Augenmaß führen müssen.

Eine dritte Quelle des Guten hängt eng mit der Barmherzigkeit zusammen: Das ist das Mitleid oder die Empathie. Manche würden Barmherzigkeit und Mitleid synonym verwenden, aber es fehlt, so Jean Jaques Rousseau, der das Mitleid in das Zentrum seiner Philosophie gestellt hat, der Bezug auf die göttliche Gnade. Das Mitleid ist für Rousseau, neben der Liebe zu sich selbst, das, was die Menschen von Natur aus auszeichnet. Es bildet die anthropologische Quelle der Gemeinschaft, die dann aber durch eine vom Wesen des Menschen sich entfremdende Zivilisation verschüttet wird. Das Mitleid steht, als natürlicher Trieb in einer feindlichen Umwelt.

Etwa hundert Jahre nach Rousseau hat Charles Dickens diesem Mitleid in einer erbarmungslos entfremdeten Welt des Frühkapitalismus ein literarisches Denkmal gesetzt. Jeder von Ihnen kennt sein Weihnachtsmärchen, in dem der vergrämte Ausbeuter Scrooge durch die Angst seines Gewissens aber auch durch die Rührung des Elends zum Guten, das heißt zum Mitleid fähigen und danach handelnden Menschen geläutert wird. Ein paar Jahrzehnte später schreibt Oscar Wilde gerade gegen dieses Mitleidsempfinden an. Wilde meint in seinem Essay über die menschliche Seele im Sozialismus, er würde sich vor allem deshalb zum Sozialismus bekennen, weil diese Gesellschaftsform das Mitleid überflüssig mache. Endlich kümmerne sich ein Gemeinwesen oder Staat um alles, und dann hätte er, Wilde, endlich Zeit, sich seiner Kunst zu widmen und müsse sich nicht mehr mit seinen Mitmenschen herumärgern.

Wilde ist natürlich auch ein ironischer Provokateur, aber der Kern seiner Mitleidskritik ist bis heute aktuell. Ohne Mitleid geht es nicht, aber es braucht einen starken Sozialstaat, damit es sich entfalten kann. Es geht zunächst für die Adressaten der Hilfe und Fürsorge nicht um Gnade und die unkalkulierbare Hoffnung, ob jemand aus Mitleid seine Hand ausstreckt, sondern um verbrieftete Rechte und Pflichten, erst das gibt ihnen Würde. Aber wir wissen auch: Eine Gesellschaft, die nur auf gesetzlichen Ansprüchen zur Renten-, Kranken- und Arbeitslosenversicherung etc. beruhen würde, wäre nicht erstrebenswert. Auch das hat man in der Flüchtlingskrise gesehen. Und wir werden es weiter sehen, denn Integration ist allein durch Deutschkurse und Ämtergänge nicht zu erreichen. Es braucht die zugewandte Nachbarschaft, das offene Vereinsleben, die ehrenamtlichen Patenschaften etc.

Mitleid und Empathie sind also unverzichtbar in einer lebenswerten Gesellschaft. Nur als kurzer Hinweis zum Schluss: Die Neurowissenschaften scheinen derzeit drauf und dran zu sein, die Hirnpartien zu entschlüsseln, die für die Empathie maßgeblich sind. Das wird sicher der nächste Nobelpreis, ob nun für Medizin oder Frieden sei dahingestellt. Und die neuen Untersuchungen des Anthropologen Michael Tomasello belegen, dass die Menschen nur durch ihre Fähigkeit zu Empathie und Kooperation ihre dominante Stellung auf unserem Planeten erlangen konnten, weil sie diese Eigenschaften fundamental von den Tieren unterscheidet.

Ich möchte neben Rousseau noch einen zweiten Ahnherrn des Mitleids erwähnen, dessen Nennung sie vielleicht überraschen wird: Adam Smith. Natürlich ist er für die Behauptung berühmt, dass, indem jeder seinen Privatinteressen folgt, gleichsam wie von selbst, durch eine unsichtbare Hand, Gemeinwohl hervorgehen soll. Viel Kritik und Gegenkritik ist an dieser Auffassung aus seinem ökonomischen Hauptwerk „Wealth of the Nations“ geübt worden, und so übersah man es bis vor einigen Jahren, dass Adam Smith noch ein zweites Hauptwerk „Theory of Moral Sentiments“ verfasst hat. Privatinteressen, so könnte man es kurz zusammenfassen, sind dann vorzüglich, wenn es sich nicht um rein egoistische Interessen handelt. Dem Marktgeschehen vorgelagert ist, dass die Menschen, die daran teilnehmen, eine moralische Grundhaltung haben müssen, die für Smith, wie für Rousseau anthropologisch angelegt ist, aber auch eine gute Bildung und Erziehung bedarf, um sie zu entfalten und zur Geltung zu bringen. Dazu zählt nach Smith die Fähigkeit des Mitleids und die Fähigkeit, sich als eine Art unbeteiligter Beobachter von seinen eigenen Privatinteressen freizumachen und in den anderen hineinzusetzen zu können, also empathisch zu sein.

Die Wiederentdeckung dieses zweiten Hauptwerks ist eng mit dem anfangs erwähnten Unbehagen an einer einseitigen ökonomischen Ausrichtung der Gesellschaft verknüpft. Wenn man den Markt nur so laufen lässt, ohne Korrektiv, wird er in der großen Gier enden. Themen wie die Verbundenheit des Unternehmens mit dem Gemeinwesen haben seitdem Konjunktur. So das sogenannte Corporate Citizenship, in dem sich auch in Nürnberg Unternehmen und ihre Belegschaften für Stunden oder Tage ehrenamtlich in Kindergärten, Schulen oder Altenheimen engagieren. Das ist natürlich nur eine kleine Facette. Aber die öffentlich

immer stärker werdende Kritik an Konzernen wie VW, Deutsche Bank oder den in Bangladesch unter erniedrigenden Bedingungen produzierenden Textilunternehmen, zeigt die allgemeine Sehnsucht nach einer sozial verantwortlichen und ökologisch nachhaltigen Art des Wirtschaftens.

III

An der zweiten Stelle – nach dem Spaß – des schon erwähnten Motivrankings des Freiwilligen surveys wird genannt: Man wolle durch sein Engagement mit netten Menschen zusammenkommen. Das führt uns zu einer weiteren Art von Quellen des Guten, die nicht allein, wie Mitleid und Barmherzigkeit die Hilfe für jene, die sie nötiger haben als wir, sondern die Verbindung mit anderen auf Augenhöhe betonen.

Wenn man, wie ich, gerne am Wochenende in Franken wandern geht, wird einem die seit Jahren stetig wachsende Zahl von Kleingruppen auffallen, die sich lustig unterhaltend auf den Weg machen, um dann, etwas ermattet vom Frankenwein oder dunklem Bier, wieder heimzukehren.

Es gibt viele gesellige Zusammenschlüsse, die sich einer besonderen Vorliebe verschreiben: Das Wandern, das gemeinsame Lesen von Büchern, die Diskussion philosophischer Fragen, das kollektive Kochen. Sie gruppieren sich um das, was man gemeinhin Freundschaften nennt. Der Freundschaft wurde, wie übrigens auch der Caritas, vor kurzem eine große Ausstellung im Hygienemuseum in Dresden gewidmet – die Caritasausstellung lief in Paderborn. Im Ausstellungskatalog machen sich viele illustre Autoren Gedanken darüber, warum wir derzeit eine Konjunktur der Freundschaft erleben. Das zieht sich bis in die Medien: Serien wie „Sex and the City“ oder die „Dienstagsfrauen“ stellen Freundschaftsgruppen in allerlei misslichen und vergnüglichen Lebenslagen in den Mittelpunkt. Übrigens folgte der literarische Sommerhit in diesem Jahr, Elena Ferrantes „Meine geniale Freundin“, ganz diesem Trend. Auf Freundschaften ruhen Erwartungen, die man in anderen Lebensbereichen nicht mehr recht erfüllen kann. Die Festigkeit familiärer Bindungen lockert sich zunehmend. Die Arbeitskollegen und Geschäftspartner wechseln ständig und nach dem Ende der Erwerbsarbeit brechen die Kontakte zu ihnen meist ab. Freundschaften aber sind Beziehungen, die eng sind und dennoch viel Freiraum lassen. Man kann Freunde lange nicht sehen, aber die Beziehung kann doch stets wieder neu angeknüpft werden.

Zur Freundschaft gehört die Gemeinschaft. Auch bei der Erfindung der Gemeinschaft, die in Deutschland wie in England etwa um 1800 einsetzt, zu einer Zeit, als sich die kapitalistische Wirtschaftsform und der moderne Rechtsstaat herausbilden, geht es um die Sehnsucht nach einer verlässlichen Bindung. Gemeinschaft, nicht als Zweckinstitut oder universelle Glaubensgemeinschaft, als die man sie im Mittelalter und der frühen Neuzeit verstand, sondern als freiwillige Beteiligung an einem emotionalen Beziehungsgeflecht, beruft sich, ganz im Sinne der Romantik, auf Wahlverwandtschaften gemeinsamer Gefühle, Neigungen und Interessen. Gemeinschaft beruft sich auch auf ehrenwerte Sitten und Gebräuche, die in der Mo-

derne verloren zu gehen drohen. Und sie beruft sich auch auf eine Zukunft, oft des Nationalen, die es zu erringen gilt.

Gemeinschaften umgreifen das weit ältere Konzept der Freundschaft, das schon bei Aristoteles und Montaigne gefeiert wurde und um 1800 wieder in Mode kommt. Gemeinschaft kommt aber – im Gegensatz zur Freundschaft – politisch aufgeladen auf die Welt. Sie bildet ein Gegengewicht zum sich gleichzeitig ausbildenden modernen preußischen Staatsapparat und dessen rationalem Regelwerk. Hegel gegen den Kleistfreund Adam Müller und den Turnvater Jahn. Die Frontstellung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft zieht sich durch die Jahrhunderte. Sie wird angereichert durch die Frontstellung zwischen kapitalistischer Wirtschaft und Gemeinschaft, zwischen entfremdeten Stadtleben und dörflichen Gemeinschaftsleben bei Ferdinand Tönnies.

Gemeinschaft hat heute wieder Konjunktur, zum Beispiel die der vielen neuen Wohnbaugemeinschaften, die von einem Zusammenleben träumen, die, wie es so schön in einem Motto heißt, das Dorf in der Stadt errichten wollen. Viele Städte unterstützen diese Baugruppen, weil sie wissen, dass sie sich um ihr Quartier kümmern, also sich segensreich auf die Nachbarschaft auswirken. (Auch hier gab es übrigens 2015 und 2016 zwei große Ausstellungen im Architekturmuseum Frankfurt und in der Pinakothek der Moderne München)

Aber auch hier stellt sich wieder die Frage: Wie verlässlich und wie fest sollen die eingegangenen Bindungen denn sein? Da haben wir an dem einen Ende Schillers Freundschaft, die bereit ist, alles zu geben. Sie kennen – wahrscheinlich mancher mit düsteren Erinnerungen des Auswendiglernens – seine Ballade von der Bürgerschaft, die von einer Freundschaftsbande bis in den Tod erzählt und selbst das vermeintliche Opfer – Dionys den Tyrannen – so beeindruckt, dass er sich dem Freundschaftsbund anschließen möchte.

Und am anderen Ende haben wir die Facebookfreundschaft, die nur durch das Drücken eines Buttons verbrieft wird. Jede Gemeinschaft ist gleichsam ein neues Prüffeld für das, was Schopenhauer einmal die Gemeinschaft der Stachelschweine genannt hat: Wenn sie sich zu nahe kommen, dann werden sie sich zwar gegenseitig wärmen, aber sie werden auch die Stacheln des Nachbarn zu spüren bekommen. Und wenn sie zu weit voneinander abrücken, werden sie frieren.

Eine weitere Frage kommt hinzu: Gemeinschaften müssen heute offen und anschlussfähig sein, sonst entstehen Parallelgesellschaften und abgeschlossene Zirkel, die ihre Privilegien für sich behalten wollen. Gerade in einer Zeit der Renationalisierung ist es unverzichtbar, keine unreflektierte Sehnsucht nach Gemeinschaft zuzulassen und immer wieder an die von Helmuth Plessner schon in der Weimarer Republik aufgezeigten „Grenzen der Gemeinschaft“ zu erinnern. Gerade dann, wenn der Begriff der Gemeinschaft politisch aufgeladen wird, bis hin zur Schicksals- oder Volksgemeinschaft, ist höchste Wachsamkeit geboten.

Ich finde, dass Gemeinschaften, die durch Bürgerschaftliches Engagement gebildet werden, zu einer weit überwiegenden Zahl ein gutes Gegengift gegen diese bedenklichen Tendenzen

bieten. Sportvereine ebenso wie die Flüchtlingsinitiativen, haben einen prinzipiellen Charakter der Offenheit und Anschlussfähigkeit, weil sie in ihrem öffentlichen Wirken Ziele des Gemeinwohls in den Mittelpunkt stellen, für die sie immer wieder neue Mitstreiter suchen.

Die Frage von der Art und Qualität von Gemeinschaften, von Nähe und Distanz beschäftigt heute viele Menschen. Das Bürgerschaftliche Engagement in Vereinen und Gemeinden, in informellen Initiativen bietet eine gute Gelegenheit sich kennenzulernen und auszuprobieren, auch das macht sie attraktiv. So erzählen mir die Münchener Freiwilligenagenturen immer wieder von dem enormen Ansturm, beispielsweise bei der Freiwilligenmesse, in der vor allem Neumünchner ein Engagement suchen, mit dem sie in der Stadt Fuß fassen und erste Freundschaften knüpfen können. Es muss ja nicht so sein wie in dem unfreiwillig komischen Werbespruch eines Schützenvereins, der da lautet: „Schießen lernen, Freunde treffen!“

Wir könnten noch vielen weiteren Quellen nachspüren, etwa dem Wert der Solidarität in der Tradition der Arbeiterbewegung, dem wieder aktuell gewordenen Diskurs um das Verhältnis von Tugendbildung und engagiertem Handeln, der im kommenden Zweiten Engagementbericht der Bundesregierung eine herausragende Rolle spielen soll, oder die Diskussionen um die Bewahrung der gesellschaftlichen Bindungskraft durch zivilgesellschaftliche Kooperation und Zusammenarbeit. Aber ich möchte hier abbrechen und ein erstes Zwischenfazit ziehen. Wir leben in einer Zeit, in der immer mehr Menschen neue Hoffnungen mit den von mir genannten Quellen des Guten verbinden. Barmherzigkeit und Empathie sind nicht nur in aller Munde, sondern auch Antrieb für das eigene Handeln. Das Bürgerschaftliche Engagement bietet dafür immer mehr Möglichkeiten. Es hat sich in seinen Formaten verbreitert und in den letzten Jahren eine Vielfalt von Tätigkeitsfeldern und Organisationsformen geschaffen – denken sie nur an das große Wachstum der Bürgerstiftungen – die eigentlich für jeden etwas bereit hält, das Freude bereiten kann und zugleich dem Gemeinwohl dient. Selbstverwirklichung und Selbstwirksamkeit sind Schlüsselbegriffe einer Zeit, die stärker dem Individualismus folgt, aber gerade durch die Brücke, die das Bürgerschaftliche Engagement zum Gemeinwohl schlägt, zum guten Zweck, wird dieser Individualismus nicht egoistisch, sondern stärkt die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Das schafft öffentliche Anerkennung.

Und an dieser Stelle stoßen wir auf ein zweites Motivbündel: Menschen spüren, dass die Bindungen in unserer Gesellschaft lockerer, unverbindlicher, aber auch brüchiger werden: Das gilt in der Erwerbsarbeit als auch in Partnerschaft und Familie. Sie suchen daher Freundschaft und Gemeinschaft. Auch dies steigert die aktuelle Attraktivität des Bürgerschaftlichen Engagements.

Aber es gibt auch Spannungen. Wir haben es am Begriff des Mitleids gesehen: Spannungen zu einer allein am Gewinn orientierten Wirtschaft, Spannungen zu einem formal minutiös geregelten Staatswesen. Die Zivilgesellschaft und ihre Kräfte bieten hier im besten Sinne ein Korrektiv, auf das letztlich Staat und Wirtschaft auch nicht verzichten können. Denn sie sind auf Menschen als Marktakteure oder Staatsbürger angewiesen, die mehr als nur ihre egoisti-

schen Eigeninteressen verfolgen und mehr als das Notwendige tun. Deswegen liegt eine starke Zivilgesellschaft auch in ihrem Interesse.

IV

Ich komme damit zur Ökonomie der Bürgergesellschaft. Natürlich schafft jeder Verein und jede informelle Initiative Werte, aber es gibt doch zwei prominente Organisationsformen, die für die Ökonomie der Zivilgesellschaft besonders charakteristisch sind: Das Genossenschafts- und das Stiftungswesen.

Auf beide kann ich hier nur kurz eingehen:

Das deutsche Genossenschaftswesen wird ja nun vielleicht zum immateriellen Weltkulturerbe erklärt werden, und zwar völlig zu Recht. Es hat seit Raiffeisen und Schultze-Delitzsch Mitte des 19. Jahrhunderts eine ökonomische Kraft entfaltet, die es vielen kleinen Produzenten, Arbeiterfamilien, Bauern etc. erlaubte, mit gegenseitiger, solidarischer Unterstützung und Hilfe, Wohnsiedlungen zu errichten, die Ernte existenzhaltend zu verkaufen oder Arbeitsmaterial und Konsumgüter günstiger zu erwerben, um einen bescheidenen Wohlstand zu sichern. Heute ist die Idee in Deutschland immer noch sehr lebendig, aber, so wie ich es sehe, sie hat sich eher zu einem Instrument der Marktwirtschaft entwickelt. Die großen Genossenschaften wie die DATEV, EDEKA, die Volks- und Raiffeisenbanken etc. sind gut geführte Unternehmen. Die Verbindung von unentgeltlicher Eigenarbeit und Selbsthilfe, so wie sie die Wohngenossenschaften der Weimarer Republik auszeichnete, tragen sie nur noch in Spurenelementen und in einer kleinen Szene, etwa den Seniorengenossenschaften als einem besonderen Typus der Nachbarschaftshilfe. Dabei ist aber auffällig, dass die meisten dieser sogenannten Genossenschaften eigentlich Vereine sind, weil die Rechtsform der Genossenschaft große bürokratische Hürden der Prüfung und Überwachung aufstellt. Dasselbe gilt für die schon erwähnten Baugruppen oder Investoren in erneuerbare Energien, die sich viel häufiger als GbR oder als GmbH & Co KG, denn als eG gründen. Die politisch angekündigte Rechtsreform, kleine und flexiblere Genossenschaftsformen zu ermöglichen wird seit nunmehr über zehn Jahren von einer Legislaturperiode in die nächste verschoben. Der Bruch, den das solidarische Genossenschaftswesen durch die Krise des gewerkschaftlichen Genossenschaftswesens in den 1970er-Jahren durchlitten hat, ist immer noch nicht überwunden: Eine Neue Heimat hat es nach der „Neuen Heimat“ noch nicht gefunden.

Doch der ursprüngliche Genossenschaftsgedanke lebt andernorts fort, etwa in der Grameenbank, die in Entwicklungsländern Mikrokredite für Kleinproduzenten vergibt. Ihr Gründer und Friedensnobelpreisträger Yunus ist zwar in die Kritik geraten, aber das System, das er aufgebaut hat, hat vielen geholfen, eine eigene Existenz aufzubauen.

Die eigentliche Revolution findet meiner Wahrnehmung nach woanders statt und bezieht sich auch nicht explizit auf das Genossenschaftswesen. Es geht um das gemeinschaftliche Prinzip, das dahinter steckt: Jeder einzelne trägt einen kleinen Teil bei, man sammelt diese Teile auf einer gemeinsamen Plattform, damit sie auch anderen zur Verfügung stehen. Ich

denke beispielsweise an Wikipedia, an Initiativen des Foodsharing oder Gemeinschaftsgärten als Beispiele einer neuen Teilungskultur von Gemeingütern (Commons). Ich denke aber auch an wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmen wie „Airbnb“. Das sind für mich Ansätze der Genossenschaft 2.0. Zugegeben: Da ist nicht alles Gold, was glänzt. Das kann ich an dieser Stelle nicht vertiefen.

Aus den oben genannten Quellen des Guten schöpfen natürlich auch Stifterinnen und Stifter, Auch sie werden motiviert durch Mitleid oder Barmherzigkeit, die Stärkung der Gemeinschaft und des Gemeinwohls. Auch sie verfolgen persönlich wichtige Ziele, deren Verwirklichung ihnen Spaß und Freude bereitet. Stiftungen schwimmen mit auf dieser Erfolgswelle des Bürgerschaftlichen Engagements, weswegen sich ihre Zahl seit der Jahrtausendwende mit an die 13.000 Neugründungen mehr als verdoppelt hat. Derzeit gibt es etwa 22.000 Stiftungen. Aber diese Erfolgsgeschichte kann nur fortgeführt werden, wenn man sich den Herausforderungen der Gesellschaft immer wieder zu stellen vermag.

Sie kennen alle das ökonomische Umfeld der Stiftungen. Die Erträge werden prekärer, immer mehr Stiftungen kommen nicht umhin, ihren Kapitalstock anzugreifen, wenn sie überhaupt noch aktiv bleiben wollen. Die Suche nach neuen Ressourcen wird eine mühsame Daueraufgabe. Aber jemand, der eine Stiftung errichtet, möchte etwas bewirken und sich nicht nur mit der Einwerbung von Mitteln beschäftigen. In dieser Situation sehe ich zwei wichtige Tendenzen des Stiftungswesens. Zum einen eine Neuorientierung an Instrumenten der Effektivität und Effizienz, die aus dem Unternehmensleben in die Stiftungswelt immigrieren. Prominentestes Beispiel ist die Melinda und Bill Gates Stiftung, die tatsächlich wie eine profitorientierte Firma geführt wird. Hierzulande hat die BMW-Firmenerbin und Unternehmerin Susanne Klatten einen ähnlichen Weg beschritten. Sie will hundert Millionen Euro in den kommenden Jahren für Projekte zur Verfügung stellen, aber alle, die von diesem Geld profitieren wollen, müssen sich einer aufwändigen externen Evaluation durch Phineo stellen, das unter anderem von der Bertelsmann-Stiftung und großen Wirtschaftsberatungsunternehmen wie KPMG oder PriceWaterhouseCoopers getragen wird.

Ich bin gespannt, wie sich das auswirken wird. Birgt es die Gefahr einer Rationalisierung, die den Eigensinn des Bürgerschaftlichen Engagements unter Dauerstress des Wirtschaftskontrollings setzt. Oder eine neue Zufriedenheit, endlich nachzuweisen, wo das ganze Geld ankommt, das man einsetzt?

Diesen Weg der professionellen Wirksamkeitsoptimierung zu beschreiten, wird sicher für die große Mehrheit der Stiftungen, die sich teure Beratungsleistungen kaum leisten können, nicht infrage kommen. Aber ich denke, auch die kleinen Stiftungen können ihre Wirksamkeit erhöhen. Hier sehe ich vor allem zwei Wege: Zum einen können sie die lokalen Kooperationen auszubauen. Als Stiftungsratsmitglied der Bürgerstiftung Nürnberg bin ich immer wieder angetan, wie unser Vorstand mit wirklich wenigen Geldmitteln aber einer hervorragenden lokalen Vernetzung Dinge in Bewegung bringt. Hierzu zähle ich die Stadt, die ja auch mit der Organisation des Stiftertages hier in Nürnberg ein Zeichen der Kooperationsbereitschaft aus-

sendet, aber auch die lokalen Wirtschaftsunternehmen, die Schulen und Hochschulen und die vielen gemeinnützigen Organisationen der Kultur, des Sozialen und des Sports, die ja nicht nur Fördermittelempfänger sein müssen. Ich glaube, dass viele Stiftungen hier noch Nachholbedarf haben.

Und zum zweiten sollten Stiftungen stärker als bisher die Verbindungen mit den Zeit- und Wissensstiftern des Bürgerschaftlichen Engagements suchen, denn es ist doch einfach unglaublich zu sehen, welche Hebelwirkung gemeinsam entfaltet werden kann. Bürgerschaftliches Engagement braucht ja nicht viel Geld, um etwas in Bewegung zu setzen.

V

Die Motive, weswegen sich Menschen unentgeltlich und freiwillig für das Gemeinwohl einsetzen, sind so unterschiedlich wie die Menschen selbst. Es eint sie ex negativo das Unbehagen an einer Kultur, die nur aus Gewinnstreben und Sachzwängen besteht. Aber gibt es jenseits dieser gemeinsamen Abneigung und dem Wunsch nach einer besseren Balance auch ein positives Band, das die göttliche Barmherzigkeit, die menschliche Empathie, die Suche nach Gemeinschaft und Solidarität miteinander verbindet? Nicht selten standen sich diese unterschiedlichen Motive unversöhnlich gegenüber, wie die religiös motivierte Barmherzigkeit und die Solidarität der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert. Lassen Sie mich zum Schluss ein bisschen pathetisch werden. Goethes Gedicht „Das Göttliche“ beginnt mit den berühmten Zeilen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.“ Diese drei Eigenschaftswörter umschreiben für Goethe das eigentlich Menschliche, nicht im Horizont einer selbstverständlich gegebenen Realität, sondern in der steten Aufforderung, so zu sein. Betrachten wir sie etwas näher und versuchen wir, sie ins Zeitgemäße zu übersetzen: Edel, das meint eine besondere Haltung zur Welt. Montaigne unterscheidet im zweiten Buch seiner Essays das Edle vom Nützlichen: „Wer Wohltaten erweist, handelt edel und gut; wer sie entgegennimmt, handelt nur nützlich; ... Das Edle ist dauerhaft, ja unvergänglich, und es gibt dem, der es vollbringt, eine ständige Zufriedenheit...Gerade weil uns Geben mehr abverlangt, ist es seliger denn Nehmen.“ (Über die Liebe der Väter zu ihren Kindern) Die Gabe ohne die Kalkulation der Gegengabe ist eine besondere Form der Ökonomie, die in einer vom Tauschwert dominierten Gesellschaft tatsächlich etwas Außergewöhnliches schaffen kann. Etwas nicht mit Geld kaufen zu können (Michael Sandel), etwas zu verschenken ist uns ein wesentlich menschliches Bedürfnis.

„Hilfreich“ ist ein Wort, von dem wir heute nur noch eine Schwundstufe übrig behalten haben. Wir nennen Tipps oder Geräte hilfreich, aber Menschen? Goethe zielt nach meiner Auffassung in zwei Richtungen: Menschen sollen, gemäß dem Humboldtschen Bildungsideal, möglichst vielfältige Fähigkeiten ausbilden, heute würde man sagen Kompetenzen erwerben, die sie dann, zweitens, nicht nur für sich einsetzen, sondern um anderen damit hilfreich zur Seite zu stehen.

Gut ist zunächst die Wirkung der Handlung. Wir kennen aber einen der berühmtesten Goetheschen Protagonisten, Mephisto, der zwar auch das Gute schafft, aber eigentlich das Böse

will. Nach meiner Auffassung meint Goethe in diesem Gedicht gerade das Zusammenstimmen von Handlung und Motiv. Auch nicht nur das Gutwillige oder Gutgemeinte, sondern, dass man das, was man in guter Absicht vorhat, auch in gute Handlungen übersetzen kann.

Das Gute kann nur verwirklicht werden, wenn die entsprechende Haltung und die zur Umsetzung notwendigen Kompetenzen zur Verfügung stehen. Die Eigenschaften des guten, edlen und hilfreichen Menschen sind eng miteinander verschränkt.

Dieser Dreiklang von edler Haltung, hilfreichen Fähigkeiten und guten Absichten und Handlungen macht für Goethe das Menschliche aus. Es ist ein Wunsch, ein Optativ, ein Imperativ vielleicht. Es ist ein menschliches Bedürfnis, aber auch eine stete Anstrengung und Praxis. Und es ist, wie Goethe in der abschließenden Strophe seines Gedichts hervorhebt, gerade das, was dem Menschen eine Ahnung des Göttlichen gibt, das über ihn hinausweist, egal, ob das Göttliche nun existiert oder nicht.

Ich glaube, dass das Bürgerschaftliche Engagement in unserer Gesellschaft für diese Goethesche Formel die geradezu besten Voraussetzungen und Übungsfelder bietet. Die Vielfalt der Tätigkeitsfelder lässt nicht nur die breitesten Anwendungsmöglichkeiten hilfreicher Fähigkeiten zu, sondern bietet ungeahnte Möglichkeiten, diese zu erlernen und auszubilden. Im Gegensatz zur Funktionstüchtigkeit und Arbeitsteilung des Berufslebens können Menschen immer wieder etwas Neues ausprobieren und Fähigkeiten erwerben. Sie können darüber hinaus eine Haltung des Schenkens, des Teilens ausleben, die sie sich als Marktteilnehmer, Konsument oder Dienstleister gar nicht leisten dürfen. Und schließlich bietet das Bürgerschaftliche Engagement eine wunderbare Möglichkeit zu spüren, dass die eigenen guten Absichten in der Welt, wenigstens im Kleinen der Nachbarschaft, des Dorfes oder Stadtquartiers, ankommen, also eine Selbstwirksamkeit erzeugen, die wir in vielen anderen Lebensbereichen nicht mehr erkennen können.

Autor

Dr. Thomas Röbbke ist geschäftsführender Vorstand des Landesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement Bayern e.V. und Vorsitzender des BBE-SprecherInnenrates.

Kontakt: Roebke@lbe-bayern.de

Redaktion

BBE-Newsletter für Engagement und Partizipation in Deutschland

Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE)

Michaelkirchstr. 17/18

10179 Berlin

Tel: +49 30 62980-115

newsletter@b-b-e.de

www.b-b-e.de